

Voll, mein Volk!

Wir haben gekämpft vor den Rädern, Werkbänken und Bänken.
Tag für Tag ohne Ruhe um Brot und Licht;
wir durften uns nicht an Sonne und Freude verschenken,
in Sorge und Schatten borgen wir unser Gesicht.

Da klagte die Heimat: Ihr meine nachschürfenden Söhne,
horcht, das Verderben donnert an Grenze und Tor!
Wir blickten auf; im Ahnen blutiger Löhne
schwuren wir in das Feuer der Sterne empor:

Wir sind nur Proleten, aber wir lieben die Erde,
die unsern Schweiß in rauschenden Strömen trinkt;
fort in die Schanzen, hoch auf die scharrenden Pferde,
wenn auch der Tod mit der tausenden Senfe winkt!

Nicht gezagt und gewankt, wir wollen das Ende erwarten,
als ständen wir ruhig in Bergwerk oder Fabrik;
neben den Fahnen heben sich unsre Standarten,
uns nur zur Schlacht, verkündend ein besseres Geschick!

Elsons Befehl.

Alles schon dagewesen.

Von Wilhelm Blos.

Angesichts des zurzeit tobenden Parteistritts kommt und wenigen noch vorhandenen Mitgliedern der alten Internationale besonders lebhaft eine ähnliche Krise in Erinnerung, die sich in den letzten Jahren jener 1864 gegründeten Verbindung abgespielt hat.

Die Krise in der Internationale wurde wesentlich hervorgerufen durch den russischen Anarchisten Michael Bakunin, der erst in der internationalen Flüchtlingsschaft und dann in der deutschen Revolution von 1848 und 1849 eine Rolle gespielt hat. Nach Sibirien verbannt und von dort entflohen, ließ er sich 1867 in Genf in die meist aus bürgerlichen Phantasmen bestehende Friedens- und Freiheitsliga anschließen und versuchte, diese Verbindung mit der von Marx und Engels geleiteten Internationalen Arbeiterassoziation zu vereinigen, zu welchem Zweck er in die letztere eintrat. Der Kongress der Internationale zu Brüssel 1868 verwarf diesen Vorschlag und nun begannen die Wühlereien und Intrigen Bakunins gegen den Generalkongress der Internationale resp. gegen Marx und dessen Anhänger. Zu deren Bekämpfung gründete Bakunin 1868 die öffentliche „Allianz der sozialistischen Demokratie“, welche eine geheime Organisation in sich barg, über welche Bakunin als eine Art Diktator verfügte. Das Programm der Allianz war ein anarchisches und verlangte eine allgemeine Revolution, „damit zunächst in ganz Europa und dann auf der übrigen Welt kein Stein mehr auf dem andern bleibe.“ Es proklamierte die Zerstörung des Staates und daran schlossen sich Phrasen, wie daß der wahre Revolutionär „unerfäuliche Zerstörung“ betreiben und „den Teufel im Leibe“ haben müsse. Bei den romanischen Völkern fand Bakunin Anhänger, da dort der Anarchismus von jeher verbreitet war, und nun beantragte er, daß die „Allianz der sozialistischen Demokratie“ in die Internationale Arbeiterassoziation aufgenommen werde. Da die Allianz eine besondere Organisation in der Internationale bilden wollte, wurde ihr Aufnahmegesuch abgewiesen. Die Bakuninschen Wühlereien gegen den Generalkongress und gegen Karl Marx hatten schon so viel Verwirrung angefüllt, daß selbst der alte brave Johann Philipp Becker, sonst einer der treuesten Anhänger des Generalkongresses, ob der Abweisung Bakunins heftig entrüstet war.

Nun bediente sich Bakunin eines böswärtigen Kunstgriffs: er stellte in Aussicht, daß die Sektionen der Allianz einfach in Sektionen der Internationale umgewandelt werden würden, und zeigte dies auch dem Generalkongress an. Daraufhin erfolgte die Aufnahme der Allianz in die Internationale. Die geheime Organisation innerhalb der Allianz wurde aber beibehalten. Die Allianz bildete sonach die Minderheit der Internationale. Diese anarchische Minderheit bot nun alles auf, die Mehrheit in der Internationale zu gewinnen und an Stelle des im Kommunistischen Manifest und in der Marx'schen Inauguraladresse begründeten wissenschaftlichen Sozialismus den Anarchismus sowie an Stelle der öffentlichen Propagierung der sozialistischen Theorien die alte Verschwörungs- und Putschtaktik zu setzen. Die Politik der Mehrheit sollte durchkreuzt, die Position des Generalkongresses unterhöhlt werden. Die Zerstörung der Organisation der Internationale von innen heraus sollte den Anarchismus zur Herrschaft bringen.^{*)}

Von den Bakunisten wurden gegen den Generalkongress und gegen Marx und seine Freunde in Zeitungen, Flugblättern und Reden die heftigsten Angriffe gerichtet. Das ganze Register der Schmähungen und Verdächtigungen, die heute gegen den Parteivorstand und Fraktionsmehrheit ergehen, wurde auch damals gezogen.

*) Eingehende Darstellung dieser Kämpfe in der alten Internationale im Volks-Buch von Em. Baur.

Marx erkannte die von dieser Seite drohende Gefahr sehr bald. Er hat nachher seine Auffassung von den „Aufschneidereien über die sofortige Abschaffung des Staates“ zusammengefaßt:

„Die Anarchie ist das große Paradies der Meister Bakunin, der von allen sozialistischen Systemen nur die Aufschneidereien aufgenommen hat. Alle Sozialisten verstehen unter Anarchie dieses: Ist einmal das Ziel der proletarischen Bewegung, die Abschaffung der Klassen, erreicht, so verschwindet die Gewalt des Staates, welche dazu dient, die große produzierende Mehrheit unter dem Joch einer wenig zahlreichen Minderheit zu erhalten und die Regierungsfunktionen verwandeln sich in einfache Verwaltungsfunktionen. Die Allianz greift die Sache am umgekehrten Ende an. Sie proklamiert die Anarchie in den Reihen der Proletarier als das unschärfste Mittel, die gewaltigen, in den Händen des Kapitalismus konzentrierten gesellschaftlichen und politischen Machtmittel zu brechen. Unter diesem Vorwand verlangt sie von der Internationale in demselben Augenblick, wo die alte Welt sie zu zermalmen strebt, daß sie ihre Organisation durch die Anarchie erzeuge.“

Auf dem Baseler Kongress von 1869 strengten sich die Bakunisten aufs Äußerste an, die Oberhand zu gewinnen, aber ohne Erfolg. Sie steigerten daraufhin ihre Schmähungen und Verdächtigungen. Infolge der Zetereignisse konnte 1870 und 1871 kein internationaler Kongress abgehalten werden, auf dem man hätte zu einer Entscheidung gelangen können.

Inzwischen machte Bakunin während des Krieges von 1870 seinen bekannten Putsch in Lyon, bei dem „der Staat abgeschafft“ werden sollte. Bakunin erließ nämlich zu Lyon jenes „berühmte“ Dekret, dessen erster Paragraph besagte, daß die Verwaltungs- und Regierungsmaschine des Staates abgeschafft sei. Zwei weitere Paragraphen bestimmten, daß die Gemeindeverwaltungen laßiert und durch „Komitees zur Rettung von Frankreich“ ersetzt werden sollten, die alle Macht „unter der unmittelbaren Kontrolle des Volkes“ ausüben sollten. Delegierte dieser Komitees sollten einen „revolutionären Konvent“ zur Rettung von Frankreich bilden.

Aber gleich nach Entstehung des Putsches erschien der „abgeschaffte Staat“ in Gestalt der bewaffneten Macht und unterdrückte ihn.

Der „Volksstaat“ schrieb damals mit gutem Humor: „Jedenfalls hätte diese Proklamation Bakunins im Berliner Putschbureau nicht passender für Graf Bismarck gemacht werden können.“

Das ganze Unternehmen ähnelte dem so oft verspotteten Strauß-Putsch von 1848 zu Lörrach. Die geniale Idee, die tief in Frankreich eingedrungene deutsche Armee durch Auflösung aller staatlichen Organisation, also auch der französischen Armee, und deren Ersetzung durch nebelhafte „Komitees zur Rettung Frankreichs“ zu überwinden, steht auf gleicher Höhe mit der Strategie gewisser „Radikaler“ von heute, welche die Franzosen bis an den Rhein und die Russen bis an die Oder vordringen lassen und dann erst mit der „Landesverteidigung“ beginnen wollen.

Die Unmöglichkeit, einen internationalen Kongress abzuhalten, ließ den Bakunisten zu viel Spielraum und die Verwirrung steigerte sich. Endlich kam 1872 im September der Kongress im Haag zustande. Karl Marx erschien daselbst. Bakunin, der großspurig angekündigt hatte, daß er auf diesem Kongress ein „Ehrengericht“ abhalten werde, erschien nicht.

Marx hatte an Sorge geschrieben, daß es sich auf diesem Kongress um Leben oder Tod der Internationale handle.

Auf dem Kongresse wurden Bakunin und der schweizerische Anarchist Guillaume, nachdem ihnen ihre Anhöhlungs- und Zerstörungsarbeit und die geheime Organisation nachgewiesen, aus der Internationale mit 27 gegen 6 Stimmen bei 9 Enthaltungen ausgeschlossen. Die Internationale konnte keine Sonderorganisation innerhalb der eigenen dulden.

Zugleich wurde der Generalkongress nach New York verlegt, weil Marx fürchtete, daß dieser in London unter den Einfluß der Bakunisten kommen werde. Diese an der alten Verschwörungs- und Putschtaktik festhaltende Sekte war inzwischen durch die vielen Kommuneverhaftungen verstärkt worden.

Marx hatte auf der ganzen Linie gesiegt, aber es war ein Pyrrhusieg. Mit der Verlegung des Generalkongresses nach Amerika fiel die Internationale auseinander.

Marx hatte das vorausgesehen. Aber als ein tapferer Kapitän sprengte er lieber sein Schiff in die Luft, als daß er es in die Hände des Feindes fallen ließ.

Die allgemeinen Zeitumstände hatten verhindert, daß rechtzeitig Maßregeln gegen die Zerstörungsarbeit der Bakunisten getroffen wurden. So ging die Einheit und die Organisation der ersten Internationale zugrunde.

Die Bakunisten richteten dann in der spanischen Revolution noch viel Verwirrung und Unheil an, wie in einer vortrefflichen kleinen Schrift von Engels geschildert ist.

Worin sich die damalige Krise der Internationale und die heutige Krise in der deutschen Sozialdemokratie gleichen, das kann sich jedermann selbst sagen und seine Lehren daraus ziehen, der den Gang der Ereignisse mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat.

Es fällt uns nicht ein, die Opposition insgesamt als Bakunisten zu bezeichnen, wenn sich auch namentlich in den beiden „radikalsten“ Gruppen zahlreiche Anarchisten und Anarchosozialisten befinden, die zu den treibenden Kräften der Oppositionsbewegung gehören. Der Same, den man den

holländischen Anarchisten Pannkoek in der Parteipresse solange streuen ließ, ist herrlich aufgegangen.

Aber die Taktik der gesamten Opposition ist genau nach bakunistischem Muster auf die Zerstörung der Parteiorganisation von innen heraus gerichtet.

Der Unterschied aber ist:

Damals war es zu spät.

Heute ist es noch nicht zu spät.

Der preussische Polizeistaat.

Von Hans Feust.

Zur Anerkennung der Landesherrschaft überhaupt gezwungen durch Kurfürst Friedrich I., zur Achtung vor dem Landfrieden durch Joachim I., zur Unterwerfung unter den neuen Militärstaat durch den großen Kurfürsten, — verjüchte der Adel unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. sich der Finanzhoheit des absolutistischen Polizeistaates zu widersetzen, um die abligen Steuervorrechte zu behaupten.

Der König drang mit seinem Angriff gegen diese Vorrechte nicht überall durch. In Pommern und in der Neumark mußte er vor den Vasallen den Rückzug antreten. Seine Erfahrungen aus diesem Kampf mit dem Adel spüren wir im politischen Testament, das der König für seinen Sohn und Nachfolger niedergeschrieben hat. Darin kennzeichnet er nach seinen Erlebnissen mit den Vasallen den Adel in den verschiedenen Provinzen.

In Ostpreußen müsse auf die Finks und Dohnas ein wachsames Auge gerichtet werden; die beiden Familien begien noch die alten preussisch-polnischen Privilegien im Herzen, wenn es ihm, dem König, auch gelungen sei, den ostpreussischen Adel in der Steuerfrage unter seine Vormühsigkeit zu bringen. (Bei diesem Anlaß ist das bekannte Wort gefallen: „Ich ruinere die Junkers ihre Autorität und stabilere die Souveränität wie einen roher von Bronze.“) In Cleve-Mark seien „die Vasallen dumme Daisen, aber malignös wie der Deuffel“. Am Niederrhein seien die Vasallen mehr holländisch oder kalterlich als preussisch; besonders dem Marquis Hoensbroech müsse Friedrich den Daumen auf das Auge halten. Aehnlich urteilt der König über die Vasallen in anderen Provinzen. Die in Pommern und der Neumark lobt er, aber Friedrich müsse nichts darauf geben, wenn sie klagen sollten; „es ist so ihre Landesgewohnheit“. Auf den Adel der Altmark schilt der König sehr kräftig — „schlimme ungehorame Leute gegen ihren Landesherrn. Die Schulenburgische, Alvenslebenische, Bismarckische Familien sein die vornehmste und schlimmste“. Diese Vasallen hatten nämlich den König beim Reichshofrat verklagt, als er die Lehnseigenschaft der Güter aufgehoben und für diese Erweiterung der Eigentümerrechte und für den Wegfall der Verpflichtung zur Stellung eines Pferdes verlangt hatte, die Adligen sollten dafür jährlich den Lehnscanon von 40 Talern zahlen.

Friedrich der Große hat den Rat seines Vaters nicht befolgt, sondern den Adel sehr begünstigt. Zu dieser Gunst hatte Friedrich Wilhelm I. den Grund selbst gelegt. Die Staatsaufgaben und Staatsstellen wuchsen unter dem Absolutismus an. Das Heer brauchte Offiziere. Friedrich Wilhelm I. ließ den Edelleuten ihre Söhne mit Gewalt wegnehmen, steckte sie in Kadettenhäuser und erzog sie zu Offizieren. Diese ihnen so gewaltsam aufgezogene Staatslaufbahn schlug zu ihrem Vorteil aus, besonders als Friedrich der Große den Stand zu hohen Ehren brachte und ihn außerdem zu einem Privileg des Adels machte.

Auf diesem Wege verschob sich das Verhältnis zwischen dem Könige und seinen Vasallen durchaus. Der Adel fing nun an, ein inneres Verhältnis zu dem Staate zu gewinnen, dem Friedrich so viel Ansehen verschaffte. In seinem politischen Testament empfahl der König ganz im Gegensatz zu seinem Vater dem Nachfolger die Konserrierung des Adels. Auch er kennzeichnet die Vasallen der einzelnen Provinzen, aber durchaus günstig, außer die clevischen; die seien „imbecill und laus“ und durch Trunk degeneriert.

Der König führte sogar das ablige Vorrecht wieder ein, daß Rittergüter nicht durch Bürgerliche erworben werden durften, und daß einmal vorhandene bürgerliche Rittergüterbesitzer die Privilegien der adligen Grundherren nicht genießen. Friedrich der Große ist der Gründer der ersten Kreditinstitute für die abligen Güter, der Landschaften. Auch im Zivildienst nahm der König die höheren Beamten ausschließlich aus dem Adel. Er brachte eine vollkommene Umwälzung in das Verhältnis zwischen dem Landesherrn und „seinem“ Staat auf der einen und dem Adel auf der anderen Seite. Aus der Feindschaft war eine dicke Freundschaft geworden, bei der sich die militärischen und politischen Zwecke des Königs ebenso gut standen wie die Interessen des Adels.

Dieser mußte die Gunst der Stunde zu schätzen und zu nützen. Dem Geist, dem Willen und dem Ansehen des Königs hätten die Vasallen ihren eigenen oft so tropigen Willen entgegenzusetzen nicht einmal in den verzweifeltsten Tagen des siebenjährigen Krieges wagen dürfen. Ausgestattet mit einem Instinkt für solch eine unanfechtbare Lieberlegenheit ebenso wie für das Gegenteil, handeln die preussischen Vasallen gegen ihren Herrn immer nach dem einfachen Rezept: Alles zu seiner Zeit! Ist der König günstig gesonnen, und bieten die Umstände und Einrichtungen neue, gute Gelegenheiten, dann ist der Adel nicht jenem Stoff gleich, dem der Dösel fehlt, wenn es Drei regnet. Ist gegen überlegenen Willen und überlegene Macht „nichts zu machen, nicht einmal zu wollen“, dann bescheidet sich der sonst so natürlich, unbesungam

und instinktiv sich gebende Trost ganz ebenso natürlich. Auf dieser instinktiven Einschätzung der Gelegenheit, die das Wesen einer Persönlichkeit und ihrer Willenskraft richtig wertet, beruht die höhere Stufe von „Bauernschlächtigkeit“, mit der unser Grundadel im Werden und Wachsen Preußens seinen Rang und seine Macht im Lande und über das Land erhöht und befestigt hat. Einem schwächeren Willen und einer minderen Macht gegenüber wird der Geist lebendig, den Friedrich I., Joachim I. und selbst der große Kurfürst kennen gelernt haben, als diese Fürsten den rüstigen, unblühigen Trost in der Mark und in Preußen zuerst bändigten.

Die Regierung Friedrichs des Großen, die soviel Beförderung und Vorrechte für den Adel geschaffen oder erneuert hat — im Dienst, in den Eigentumsrechten auf dem Lande und selbst in den ständischen Bestandteilen des Staatsverwaltungsrechts — mußte demselben Adel auch unbedeutend werden. Das Interesse des Militärs verlangte Soldaten; — das Bauernlegen duldet die Krönung nicht. Der Adel fügte sich, mußte sich fügen, und war froh, daß der König die Hörigkeit und Frondienste nicht antastete.

Die Kriege Friedrichs kosteten Geld; die Finanzpolitik, die Wirtschaftspolitik des Königs waren dem Adel lästig — er mußte sie in den Kauf nehmen —, das Wollausfuhrverbot ebenso wie das Kornmonopol des Königs, der die Preise bestimmte und nicht über das erträgliche Maß steigen ließ.

Das Musikleben von heute.

Von Dr. Georg Kaiser.

Das deutsche Musikleben hat sich in den letzten Jahrzehnten riesig entwickelt. Die Vielheit seiner Einzelercheinungen ist statistisch mehrfach mit imponanten Zahlen bezeugt worden. In Berlin sind Wochen mit dreißig bis vierzig Konzerten künstlerischen Charakters durchaus keine Seltenheiten, auch andere Großstädte haben im Winter durchschnittlich jeden Tag zwei oder drei musikalische Aufführungen. Alle Arten von Konzerten sind dabei vertreten. Auch die Oper hat einige Pflegstätten gefunden. Vergleichen wir zahlenmäßig unsere Zeit mit den Zuständen vor fünfzig oder hundert Jahren, so werden wir sagen dürfen, daß wir es herrlich weit gebracht. Es fragt sich jedoch, ob der Zahlenbegriff irgendwie maßgebend sein kann für die Bewertung auch des musikalischen Gehalts der Darbietungen. Dem Einfichtigen ist es längst klar geworden, daß das Musikleben zum größten Teile in einem Kunstbetrieb verfaßt ist, den Millionen Menschen gedankenlos mitmachen und durch ihre Anteilnahme in seinem immer weiter vom reinen Ziele abflühenden Geschäftsmacher fördern helfen. Der Agent hat sich die unpraktische Veranlagung der Musiker und das Gefallen des Publikums am äußeren Klang und an reklamatorischer Anpreisung alles künstlich Erwerbbarer zum Zweck gemacht und sich als Kasser zwischen Künstler und Zuhörer einen selbständigen, meist sehr einträglichen Beruf geschaffen. Mit wenigen Ausnahmen geht heute alles durch seine Hand. Er sorgt dafür, daß das Interesse des Publikums an gewissen Konzerten nicht erlahmt, die ihm und auch seinen Angehörigen, den für diese Zwecke gebundenen Künstlern, Geld bringen und er hat Mittel und Wege genug, auch ungezählte, völlig reizlose Konzerttabele zu „arrangieren“, in denen selbst die Inhaber von Prekaritäten oft gelangweilt ihre Zeit verbringen, die aber in ziemlich beträchtlicher Zahl, natürlich durchaus auf Kosten der Musiker, unterkommen werden müssen, um nach außen den Anschein eines regen, vielbewegten Musiklebens zu erwecken. Als der Betrieb einmal nachzulassen drohte, wurde das sogenannte Elite-Konzert erdumden, in dem gewöhnlich drei Künstler von besonderem Ruf abwechselnd ihre „zugkräftigsten“ Nummern vorführen. Dieser geschäftliche, kunstfeindliche Kniff hat seine Wirkung auf das Publikum nicht verfehlt, und da der Agent ein sehr zahlungskräftiger Mann und im übrigen auch einer ist, den man sich nicht zum Feinde machen möchte, fanden sich selbst Musiker von erster Kunstausstattung bereit, Sohn einer Sensationensuchenden, innerlich vollständig morischen Zuhörerschaft zu werden. Man nehme nur einmal das Sonntagsblatt einer Berliner Zeitung in die Hand, um sich aus den wirklich in die Hundert gehenden Konzertenanzeigen ein Bild von diesem Kunstbetrieb zu machen, dem wir verfallen sind. Leider, und dies

läßt für die Zukunft noch Schlimmtes befürchten, ist es der Zeitstimmung gelungen, auch einen großen Teil der musikalischen Kritik sich unterwürfig zu machen; man hat die Festhaltung an den hauptsächlichsten Normen einfach aufgegeben mit der verlogenen Ausrufung, daß es hinüberdramm ist, gegen solche Zeitmächte anzukämpfen; und da man aber irgendwie die kritische Feder spüren lassen muß, sieht man in oft kleinlicher Weise dem ausführenden Musiker auf die Finger, um durch solchen Eifer den Mangel an Willen zur Kultur zu verdeutlichen, der sich etwa in der Prüfung der dargebotenen musikalischen Werte (Programm-Bedeutung usw.) ausdrücken könnte.

Gottlob gibt es noch Klarsehende und mutige Köpfe auch unter diesen Verführten in den Musikbetriebstrudeln gezogenen Kritikern, und das vor wenigen Wochen erschienenen Buch des bekannten Vertriebsbiographen Paul Bekker: „Das deutsche Musikleben“ (Verlag von Schuster u. Pöhlner in Berlin, Preis 7,50 M. geb.) leuchtet tief in die Hintergründe unseres Konzert- und Opernbetriebes von heute hinein. Das in einem vorzüglichen Deutsch geschriebene Buch ist die Frucht der geistigen Konzentration, die dem Verfasser im Tagesgeschäft möglich war; absichts von jeglicher eiligen kritischen Tagesarbeit ist es ihm gelungen, die Gefahren des heutigen öffentlichen Musikmachens in deutlicher Schärfe vorzuführen, und diese Deutlichkeit als logische Folge der Gesellschaftsentwicklung darzustellen und schließlich in umfassender Weise in großen Umrissen wie auch in einzelnen praktischen Vorschlägen den Weg zur Vertiefung unseres Musiklebens anzudeuten. Die Bekkersche Darstellung ist voran in der Wissenschaft des Kunstbetriebs; der Verfasser hat seine Aufgabe so von Grund aus allseitig kulturhistorisch anzufassen gesucht, daß man seinen oft ins Abstrakte abdriftenden Ausführungen mit dem Aufgebot des ernstlichen Interesses folgen muß. Er hat sich offensichtlich bemüht, eine festfundierte Entwicklung seiner wertvollen Gedanken zu geben, in dem Bewußtsein viellecht, daß man von gewissen Seiten gegen ihn anzustürmen versuchen wird. Also eine populäre Darstellungsform darf man von ihm hier nicht erwarten.

Zunächst gibt Bekker in längeren Ausführungen ein überzeugendes Bild von der Form des musikalischen Werkes als eines gemeinsamen Erzeugnisses von Gesellschaft, Musiker und Kritik. Er weist nach, daß diese Form immer, zu jeder Zeit, der Ausdruck eines bestimmten Gesellschaftswillens war; daß sie nicht der Musiker seiner Schöpfung etwa unbeeinträchtigt ausdrückt, daß dieser vielmehr bei der Konzeption an die Ausübungs- und Verstehensmöglichkeiten zu denken habe; daß die lebendige Form überhaupt erst beim Zusammenwirken von Gesellschaft, Musik und Kritik dem Werke gegeben wird, in der Aufführung. Wir haben in der Musikpflege die Vorherrschendheit der Kirche gehabt (Vorb-Zeit), die der ihre Kapellen haltenden Adelfamilien (Rozart- und Haydn-Zeit), die der bürgerlichen Konzertgesellschaften (Mendelssohn- und Schumann-Zeit). Wir finden, daß die Gestaltungsfrage für den Musiker nicht, wie es die Formalästhetik behauptet, auf unorganischer Gesetzlichkeit beruht, sondern daß sie vielmehr abhängig ist von der Beschaffenheit der Materie und dem Wahrnehmungsvermögen der Zeit-Gesellschaft. Die Gestaltungsprinzipien des Musikers sind soziologisch bedingt. Diese verschiedenen Gesellschaften haben nacheinander abgewirkt. Mögliche Reste von ihnen sind nur noch vorhanden. Der Absolutismus der Herrscher findet beispielsweise noch einen schwachen Ausklang in den Hoftheatern, die seitlich der Gesellschaftswandlung so starke Konzeptionen gemacht haben, daß sie teilweise geradezu in das ihren eigentlichen Zielen entgegenstimmende Rohwasser des Geschäftsmachens getrieben sind; die Bürger-Gesellschaften (Gewandhaus in Leipzig) beharren auch nur noch in einzelnen letzten Erscheinungen auf ihrem ehemaligen Willen als herausgehobene Gruppe. Nun hat uns der Krieg vollends an einen Punkt gebracht, wo Gesellschaftsmacht und Gesellschaftsbewußtsein in Verfall geraten sind; wir können vorläufig nicht sagen, wie es weiter gehen wird.

Bekker vertritt nun die Meinung, daß wir alle der gemeinsamen Grundlage unseres Tuns und Seins und betraut werden können, der Idee der völkischen Gesamtheit, des Staats. Und dieser Staatseinheit müsse nun, und hier entwickelt Bekker eine Menge positiver Vorschläge, als der Wurzel des gemeinsamen Seins, auch die Form unserer Kunst und also unseres Musiklebens entspreche und erwachse. Wir sollen nicht mehr nur oberflächliches Vergnügen an Virtuosenleistungen, nicht mehr nur Genuss an guter Musik haben, sondern hinausstreben über diesen passiven

Zustand zum tätigen Erleben. Bekker hat vor allem in dem einen recht: daß das zu solcher schöpferischen Mitarbeit befähigte und berufene Publikum noch draußen vor den Türen der Oper und der Konzerthäuser stehe. Es hat noch gar nicht begonnen, am Musikleben teilzunehmen. Es mußte für sich eigene gelegentliche Aufführungen mühselig zustandebringen oder sich von zufällig bewilligten Wollkonzerten seinen Musikhunger vorübergehend lässlich stillen. Wohin man blickt, sieht man Gesellschaftsgruppen verschiedener Art ihr Bedürfnis an Musik oder ihr Virtuosenvergnügen befriedigen; der Musikmaler hat es an der Hand, aeräuschole, bunte Künstlerchor zum Verberd alles künstlerischen Strebens darzubieten, die Presse ist ihm nicht abel darob geblieben, da er große Infektionsabschlüsse macht, und der vom Verleger meist gefürchtete obhändige Kritiker getraut sich nicht, gegen diese Kreise des zahlungsfähigen Citepublikums aufzutreten; er würde auch bald unschädlich gemacht werden. Der Künstler gehört aber in seinen Werken der Welt. Wo ist jedoch die große Allgemeinheit, die sich an diesen Werken erfreut, erhebt, die wiederum den Künstler in seinem Schaffen zur bedeutsamen Anspannung seiner Kräfte ansporn? Wo ist vor allem auch das Konzerthaus, das dieser neuen Gesellschaftsform entspricht, für die nach Bekkers Meinung Richter seine achte Sinfonie gewissermaßen vorausgeschaffen hat?

Der Staat und die Stadt sollen nach Bekkers Vorschlag in dem neuen Musikleben, das diesem Gesellschaftsbetrieb folgen soll, die leitenden Mächte sein. Ein anderes Musiklehrergesicht muß herangezogen werden, für deren Tätigkeit der Staat gewisse Eitelkeiten übernimmt. Die Bedeutung der Musik muß überhaupt innerhalb des Staatsorganismus uneingeschränkt anerkannt werden. Der Staat soll die Hoftheater endgültig übernehmen und deren Leiter aus sachmännischen Kräften erwählen. Ein nicht absolutistischer, sondern konstitutioneller Führer hätte auch dem Stadttheater vorzuziehen. Eine Musikergesellschaft hätte alle Anordnung von Konzerten im Interesse des jeweiligen konzertgebenden Künstlers zu treffen, das Nachhabersystem müsse beseitigt werden. Der Agent werde sein Geschäft einstellen, wenn ihm das gehobene Standesbewußtsein der Musiker und jene an seine Stelle tretende Genossenschaft überflüssig gemacht habe. Genossenschaftstheater und genossenschaftliche Konzerte, die Genossenschaft auch als Verleger, der Virtuosität mit dem Willen zur Kultur — sollen das nur Phantastereien bleiben?

Es wird lange dauern, bis sich Bekkers Hoffnungen erfüllen werden. Vieles wird wohl auch ganz anders kommen, als es sich Bekker gedacht hat. Er ist in mancher Hinsicht weit stärker von seiner Sehnsucht nach Besserung geleitet in diesen außerordentlichen Zeiten seines Buches als von der nüchternen Betrachtung der Tatsachen. Dennoch wäre es töricht, hier gerade von vornherein dem Drange des Idealisten ein kaltes: Langsam! zuzurufen. Und hervorragende positive Werte des Buches zeigen sich auch überall da, wo Bekker schommungslos, mit grimmiger, scharfer Klarheit die Unwahrheit des jetzigen Treibens entlarvt. Zudem er verneint, verwirft, verdammt, schafft er im Leser ein richtiges deutsches, beschämendes Bild von den Zuständen, tut er das Verlangen nach, an der Aufwärtsentwicklung mitzuwirken. Kaum trace wo sind über die zahlreichen verderblichen Faktoren unseres Musiklebens in ihrer unantastlichen, objektiv abwägenden Art so vernünftig bloßstellende Worte geschrieben worden wie in dem Bekkerschen Buch, in dem keine einzige noch so kleine Seite dieser wichtigen, das ganze Volk angehenden Angelegenheit unberücksichtigt gelassen ist. Ueber gar manche Einzelheit könnte man wohl mit dem Verfasser sich kritisch auseinandersetzen; allein es dünkt mir im Rahmen dieser räumlich beschränkten Besprechung heinlich, anderes hervorzuheben als den bedeutsamen ethischen Wert, den Bekkers Kultur unierter Willens zur musikalischen Kultur darstellt.

Moderne chemische Forschung und Entwicklungslehre.

Von Dr. E. Damm.

In der Lehre vom Leben stehen gegenwärtig zwei Richtungen einander scharf gegenüber: Die mechanistische und die vitalistische, genauer neovitalistische, zum Unterschiede von dem älteren Vitalismus. Begreifen wir uns einmal in das Bewußtsein der Mechanisten! Von duldet und nur, wenn wir befehlen, daß es möglich ist, die Formen und die Erscheinungen des Lebens auf Grund kom-

Mei Hannes geht uff Nancy!

Von Emil Unger.

Der „Hannes“ war mein Schulfreund, und der so sprach, sein Vater. Er hieß Ritzer, wurde aber in Erinnerung an seine Soldatenzeit bei den Franzosen nur der „alte Troupier“ genannt. Seine Dreckslerwerkstatt befand sich neben unserer Wohnung und ging nach dem kleinen Bach hinaus, der hier vorüber und dem Rheine zufließt. Man konnte durch die kleinen Fenster des Ateliers an der alten, gotischen Kirche vorbei hinauf in die Kuppen des Wasgauer sehen, und oft genug haben Hannes und ich dagelassen, besonders an Wintertagen. Der alte Troupier hielt sich lieber im „Rebstockel“ auf dem Marktplatz auf, allwo er meist weinbergnützte Trinkenossen fand. Sein Lebensprinzip war: nur für den einen Tag sorgen. Nicht mehr arbeiten, als nötig ist, um für den Augenblick leben zu können. Und dieses Prinzip führte er auch mit unerklärlicher Konsequenz durch. Er konnte es, denn es war keine Konkurrenz am Orte, und seine Arbeit war gut.

Vormittags, Punkt halb elf, legte er sein Werkzeug hin und schüttelte seine grüne Schürze aus, dann fuhr er mit zwei Fingern in die linke Badenhöhle, die im Laufe der Zeit nach außen die Form einer gespaltenen Billardkugel angenommen hatte, und schlenkerte den ausgelaugten Kautabak mit einem geschickten Griff in weitem Bogen heraus. Das Päckchen mit gewöhnlichem Pfeifenknaster stand schon bereit, damit die Füllung erneuert werden konnte. Wenn das geschehen war, wurde noch der kurze Rasenwärmer gestopft und angezündet, und der alte Troupier war marschbereit. Er hatte einen merkwürdigen Gang. Die rechte Schulter etwas nach vorn gerückt, den Kopf geneigt, während die flache Schirmmütze fast in den Augen sah, so tänzelte er mit leichtem, elastischen Schritten die Straße entlang. Die sonderbare Haltung der Schulter sei von seiner siebenjährigen Dienstzeit zu Pferde zurückgeblieben, behauptete er, andere aber, die ebenfalls bei der Kavallerie waren, lachten ihn dann jedesmal aus, so daß er ganz wild werden konnte und den Spöttern nicht gerade die delikatesten Kosenamen an den Kopf warf. Sonst aber war der alte Troupier ein gern gesehener Tischgenosse, der immer amüsiert und ipahig zu plaudern wußte. Seine Frau, die Dsiet, hatte er schon zehn Jahre vorher begraben, und von seinen Kindern war ihm auch nur der kleine, schwächliche Hannes geblieben. Den hütete er wie seinen Augapfel. Und Drecksler sollte er nicht werden. „Des ich kein Metier für meine Hannes.“ (Der Alte spielte seine Rede gern mit französischen Brocken.) Wenn er so sprach, dann folgte aus der

Tischrunde mit tödlicher Sicherheit, die Frage (dieweil alle Umsichtigen verständnisvoll sich mit den Augen zugewandt):

„Na, Troupier, was wir denn in deinem Hannes mache?“ Und ebenso sicher schlug dann der Gefragte mit dem Rücken seiner rechten Hand auf die Innenseite seiner linken, daß es klatschte und sprach das gewichtige Wort:

„Mein Hannes geht uff Rangst, bon —, stark ich er nit, aber ruhig (stark, lebhaft) wie e Raikäfer, bon!“

Er ließ sich auch durch das regelmäßig darauf einsetzende Gelächter nicht abhalten, immer wieder in derselben Art sein Sprüchlein herzusagen.

Für den kleinen Hannes war dies indes nicht gut. Die Schulfreunde hatten das Wort längst aufgefangen und ahmten es mit allen Feinheiten und scharf akzentuiert nach. Allerdings. Wo Hannes stand und ging, tönte es ihm entgegen:

„Mein Hannes geht uff Rangst, bon —, stark ich er nit, aber wüßig wie en Raikäfer, bon!“

Und wenn er auch in aufstauender Luft seinen Holzschuh in die johlende Spotterschar schlenkerte, daß er klirrend über das Pflaster tanzte, es half nicht viel, einige Schritte weiter erklang es schon wieder: „Mein Hannes geht uff Rangst, bon!“

Dann aber dann zufällig der alte Troupier dazu und sträubte ihnen seinen dicken braunen Schnauzer entgegen, so genügte das, um alle Spötter allgoleich wie vom Erdboden verschwinden zu lassen.

„Lasse dabble, Hannes.“ pflegte er hierauf zu sagen, „die Herrgottsnunndidjes könne jo Dich nit foppe, Du gehst doch uff Rangst, juchtement!“

Dabei blieb's auch. Der Troupier hatte in Nancy einen Bruder, in dessen gutgehendem Geschäft der Rest sich zum „Epicier“ (Kramer) heranzubilden sollte. Nicht daß Hannes zu schwach oder ungeschickt gewesen wäre, um das Handwerk seines Vaters anzunehmen, im Gegenteil, er war schon ein halber Drecksler, und die Puppen zu unseren Kaiserlichen Theatern, die er selbst gedreht, zeugten von seiner Anstellung. Aber der Troupier war der Meinung, daß der Dreckslerberuf keine ansichtreiche Zukunft mehr habe und im Niedergang begriffen sei. Außerdem befürchtete er auch, sein Hannes könnte in des Vaters Spuren treten, und so heilig ihm selbst auch sein Lebensprinzip war — sein einziges Kind wollte er doch vor der gleichen Lebensauffassung bewahren.

Und dann: Epicier war ein seines Gewerbe, und sein Hannes würde nicht in der Schürze hantieren, sondern in Stragen und „Schmissete“ umhergehen.

In solchen Momenten konnte der Troupier geradezu in Rührung geraten und mit feuchtem Blick auf seinen Bub hinaushauen:

„Ja, ja, der Hannes, des ich e 'Deiseiserl, e ganz verflirtet — na, der alt Troupier müßt jo nit sin Vatter sin — jo, jo, saore nom de Dieu!“

Endlich kam die Zeit, da Hannes und ich die Schule verließen und das erste Abendmahl empfingen. Für den Nachmittag hatten wir uns einen Kuppel ins Reichbachthal, das sich wie ein klaffender Spalt in den Vogesenwald hineingrub, vorgenommen.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel als wir den Stadtwald erreichten. Hier wart Hannes sich plötzlich ins Gras und schluckte einige Male tief und heftig auf. Dann wälzte er sich auf den Bauch und stützte den Kopf in die Hände. In dem Moment, dessen Gesicht arbeitete etwas und der schmale Mund bebte wie im Schmerz. Ich ließ mich an seiner Seite nieder und nahm dieselbe Stellung ein wie er. Keiner sprach ein Wort. Stumm starrten wir in die verfinsterte Sonne, deren Feuerbrände wie mit tausend Riesensackeln über die Kuppen löhten, nun nach und nach zu verbleichen. Dräben, von der Stissstraße, künneten die Abendglocken, die alten Pulvertürme und Trugwehren ragten in kalter Starre auf, und dahinter breiteten sich die Diefen aus, vom Abglanz des Abendrots unloschen, daß sie wunderbar gewedeten Teppichen glühen. Unten im Stadtgraben glaudte das Wasser, und wenn es an die schmale Brücke kam, begann es im Kreise sich zu drehen, bis es dann mit weißen Schaumkrönen an der Oberfläche ersinken und wild davonstürmte.

So oft hatten wir die Finanter geseht, so manche Stunde hier verspielt, vertraut, jetzt packte uns der Zauber dieses gleichens Erde wieder mit neuer Kraft. Besonders bei Hannes mochten diese Gefühle überwiegen, sollte es doch am nächsten Tage nach „Rangst“ abgehen. Da triffen noch einmal die Erinnerungen und Begebenheiten in seinem kleinen Hirn, und das junge Kinderherz wälzte auf in wechem Schmerz. Endlich öffnete er die zusammengepreßten Lippen:

„Du —“

„Ja?“

„Worje gehst furt!“

„Ja.“

„Du bleibst do.“

„Ja.“

Hannes holte tief Atem, dann sagte er, immer gerade ansiehend:

„Du, e Pflischer-Finnel hat mer e Raiküchel g'schenkt — sein g'st.“

„So —!“

„Ja, zum Andenke. Später wil's au uff Rangst Lomne. Wenn ich bi de Soldate war, hierat ich's Finnel, weisch...“ Als ich nichts sagte, sprach er seinen Gedanken abend

plizierter physikalisch-chemischer Bedingungen zu begreifen. Damit strebt diese Richtung die höchste Erkenntnisstufe an, die es auf naturwissenschaftlichem Gebiete überhaupt gibt.

Der andere Heerhaufen, der der Vitalisten, ist wesentlich kleiner. Seine Parole lautet: Geheimnis des Lebens! Im Gegensatz zu dem Mechanismus vertritt der Vitalismus die Ueberzeugung, daß das physikalisch-chemische Geschehen der anorganischen Natur für das Begreifen der Organismen nicht ausreicht, daß in der Welt der Lebewesen vielmehr ein besonderes Geschehen vorhanden sein müsse.

Der eigentliche Begründer der mechanischen Betrachtungsweise auf dem Gebiete der Formenbildung im Tier- und Pflanzenreich ist kein geringerer als Charles Darwin. Er hat, gestützt auf eine Fülle von Material, den großartigen Versuch gemacht, in seiner Theorie vom Ueberleben des Passendsten im Kampfe ums Dasein die Entstehung der Lebewesen aus einfacheren Formen rein mechanisch zu erklären.

Die Beweise für die Darwinsche Theorie stammen aus den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften, vor allem aus der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgegeschichte, aus der Paläontologie (Vahnie von den Versteinerungen) und aus der Tier- und Pflanzengeographie. Neuerdings bietet auch die Chemie ihre Dienste an. Es geschieht das im Anschlusse an Untersuchungen, die über die Chemie des Blattgrüns oder Chlorophylls angestellt wurden.

Ueber die Natur des Blattgrüns waren wir bis vor kurzem recht mangelhaft unterrichtet. Erst die neueste Forschung vermochte hier Wandel zu schaffen. Namentlich der Münchener Professor H. Wilmstätter hat sich um die Erforschung des Blattgrüns große Verdienste erworben. Seine zahlreichen Arbeiten brachten eine erkaunliche Fülle neuer, wichtiger Tatsachen, und schon heute, wo sich die Frage noch im Fluße befindet, kann man diese Untersuchungen den berühmten Arbeiten Emil Fischer's über die Zuckerarten und über die Eiweißstoffe ruhig an die Seite stellen.

Die Blattgrünkörper der grünen Pflanzen enthalten nach den Untersuchungen Wilmstätters regelmäßig vier verschiedene Farbstoffe; zwei nahe verwandte Chlorophylle und zwei gelbe Farbstoffe. Die beiden Chlorophyllfarbstoffe nennt Wilmstätter den Chlorophyll a und den Chlorophyll b. Beide Anteile bestehen aus dem chemischen Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Magnesium.

Man hat lange über die Frage gestritten, ob das Blattgrün auch Eisen enthalte. Bekanntlich spielt das Eisen im Leben der grünen Pflanze eine große Rolle. Kultiviert man z. B. eine Pflanze in einer Nährflüssigkeit, der das Eisen fehlt, so nehmen die Blätter eine weiße Farbe an; sie werden bleichschwach und sterben allmählich ab. Sobald man aber eine geringe Menge eines Eisensalzes in die Lösung bringt, ergrünen die Blätter, d. h. sie bilden Blattgrün. Das Eisen ist also zur Bildung des Blattgrüns unbedingt nötig; es beteiligt sich aber nicht selbst am Aufbau des Farbstoffs. Der Nachstand, den man beim Verbrennen des Blattgrüns als Asche erhält, besteht immer nur aus Magnesiumoxyd, ohne Eisen.

Im Gegensatz zu dem Blattgrün oder Chlorophyll enthält der rote Farbstoff des Wirbeltiers- und Pflanzenreiches, das Hämoglobin, stets Eisen chemisch gebunden. Hierin besteht ein wichtiger Unterschied in der Chemie beider Farbstoffe.

Die Tatsache, daß das Chlorophyll gegenüber dem Hämoglobin kein Eisen, wohl aber Magnesium enthält, sucht Wilmstätter aus der diametral entgegengesetzten Funktion beider Farbstoffe zu erklären. Bekanntlich kommt dem Blattgrün die Aufgabe zu, unter dem Einflusse des Lichtes aus Kohlendioxid und Wasser Zucker und Stärke aufzubauen. Der rote Farbstoff dagegen fungiert als Transportmittel für Sauerstoff und als Sauerstoffüberträger. Wilmstätter nimmt nun an, daß die Aneignung der Kohlendioxid eine Wirkung des Magnesiums ist. Zu der zentralen Tätigkeit des Hämoglobins dagegen wird Eisen benötigt. Wilmstätter unterscheidet darum zwei Arten von Leben, die sich nebeneinander fortentwickeln: das aufbauende Leben mit Magnesium und das zerstörende Leben mit Eisen.

Wenn der Chemiker den Bau einer komplizierten Verbindung ermitteln will, so baut er sie schrittweise ab. Auf diese Weise erhält er immer einfachere Produkte, bis er endlich zu bereits bekannten chemischen Verbindungen gelangt. Die Versuche über den Abbau des Hämoglobins und des Chlorophylls führten nun zu dem überraschenden Resultat, daß beide Farbstoffe, so sehr sie sich auch äußerlich unterscheiden, eine charakteristische chemische Verbindung gemeinsam haben. Diese Verbindung heißt Pyrrol. Sie stellt ge-

wissermaßen die Basis dar, auf der sich beide Farbstoffe aufbauen. Hieraus folgt aber, daß das Chlorophyll, dem die Wissenschaft die Rolle des großartigsten Synthetikers zuschreibt, nahe verwandt ist mit dem großartigsten Analytiker, dem Hämoglobin.

Die bekannteste Erfahrung der Natur, daß bei gewissen Fällen von Blutarmut die Bildung von rotem Blutfarbstoff begünstigt wird, wenn der Patient neben Eisenpräparaten größere Mengen von grünen Gemüsen zu sich nimmt, findet hierdurch ihre Begründung. Der Organismus bekommt auf diese Weise das zur Bildung des Hämoglobins erforderliche Pyrrol.

Die eben skizzierten Forschungen über das Chlorophyll und das Hämoglobin sind von großer Bedeutung für die Entwicklungslehre.

Bekanntlich gründet sich die Lehre Darwins von der Entstehung der Arten auf die Veränderlichkeit der Formen im Kampfe ums Dasein unter dem Einflusse verschiedener Lebensbedingungen. Die Mannigfaltigkeit der Organismen kommt jedoch nicht nur in der äußeren Form zum Ausdruck; sie äußert sich auch in dem chemischen Charakter der Verbindungen, die die lebenden Zellen zusammenlegen. Von diesen Verbindungen aber ist die Natur der Stoffwechselprozesse abhängig, die ihrerseits wieder die Gestalt der Zellen und ihre Differenzierung in Organe bestimmen. Mit anderen Worten: die Gestalt der Zellkomplexe, aus denen die Organe bestehen, wird durch den Stoffwechsel bestimmt, wie ihn die einzelnen Organe im Kampfe ums Dasein ausgebildet haben. Will man für die Entwicklungsgegeschichte der organischen Welt ein tieferes Verständnis gewinnen, so darf man daher nicht nur die Formen, sondern man muß auch die chemische Zusammensetzung der Zellen und ihren Stoffwechsel zum Vergleiche heranziehen.

Nach Untersuchungen des russischen Forschers Winogradsky besitzen gewisse Bakterien die Fähigkeit, aus Kohlendioxid und Wasser organische Substanz aufzubauen. Sie verhalten sich also wie die grünen Pflanzen. Bei den grünen Pflanzen liefert das Licht die Energie, die zur Durchführung der Aneignung der Kohlendioxid nötig ist; bei den genannten Bakterien geht die Aneignung der Kohlendioxid auch im Dunkeln vor sich. Es muß ihnen aber genügend Ammoniak zur Verfügung stehen. Hieraus bilden sie mit Hilfe von Sauerstoff geringe Mengen Salpetersäure und salpetersaure Salze oder Nitrate. Man nennt sie deshalb nitrifizierende Bakterien. Die durch die Oxidation des Ammoniaks gewonnene Energie spielt bei ihnen die Rolle, die des Lichtes bei den grünen Pflanzen zukommt.

Auch verschiedene Schwefelbakterien vermögen die Kohlendioxid zu verarbeiten. Die weitaus größte Zahl der Bakterienarten dagegen ernährt sich wie die Tiere von fertigen organischen Verbindungen. Wir finden also bei diesen Chlorophyll- und Hämoglobinlosen Organismen die größte Mannigfaltigkeit im Stoffwechsel: einerseits nach dem Typus der pflanzlichen, andererseits nach dem Typus der tierischen Organismen.

Die Bakterien mit der Fähigkeit der Kohlendioxidaneignung gehören zweifellos zu den ältesten Bewohnern unseres Planeten. Die Kohlendioxidmengen, die sie zu verarbeiten vermögen, sind aber gering. Um den Prozeß vollkommener zu gestalten, bedurfte es in der weiteren stammesgeschichtlichen Entwicklung der Organismen eines besonderen Farbstoffs, eben des Blattgrüns. Aus der Mittersubstanz des Blattgrüns entstand dann in einer viel späteren Periode der Erdgeschichte innerhalb des Körpers der Wirbeltiere der rote Farbstoff des Blutes.

So weisen die neuen Untersuchungen über den roten Farbstoff und das Blattgrün auf einen gemeinsamen Ursprung der Tier- und Pflanzenwelt hin und beleuchten die eusemptesten Momente der Entwicklungsgegeschichte der Organismen.

Auge und Hirn.

Bei Paul Cassirer sind Bilder von dem verstorbenen Waldemar Rößler zu sehen; im Künstlerhaus gibt es eine Gedächtnisausstellung für Oskar Zwintscher. Wenn man diese beiden Künstler nebeneinander betrachtet, so erfährt man ein entscheidendes Problem der Malerei: den Gegensatz zwischen einer Kunst, die in den Sinnen und den Gefühlen wurzelt, und jener andern, die aus dem Gehirn und den Gedanken kommt. Diese beiden Arten der Kunst sind einander feind; eine Feindschaft, die sich durch alle Kunstgeschichte hindurch beobachtet läßt, und die für die Künstler eine unvermeidliche Gegnerschaft bedeutet, während der Betrachter wohl

Die Jahre vergingen. Der Hannes blieb in Nancy, und ich trieb mich in der entgegengesetzten Richtung umher. Als ich wieder einmal heimkam, trug das Visier-Fimmel ein Kind auf dem Arm, und ihr Mann, der Kappe-Güffel, ging nebenher und führte ein anderes an der Hand. Damals erfuhr ich auch, daß der Hannes eine Cousine geheiratet hatte und immer noch als Epicier im Geschäft seines Onkels tätig war.

„Wo werden wir in zwanzig Jahren sein?“ hatte der kleine Hannes einst, als wir abends auf dem Stadtwall lagen, gefragt. Das Schicksal hat die Frage für ihn beantwortet: genau nach zwanzig Jahren sah der arme Hannes irgendwo, tief im Französischen, in einem Interniertenlager — verlassen, krank, ohne Familie, ohne Heim, ohne Existenz. Länger als siebzehn Monate, bis eine schwere Erkrankung seine Umgebung überzeugte, daß er für den deutschen Militärdienst ganz bestimmt nicht mehr in Frage komme, und ihm den Weg in die Heimat bahnte.

So oft ich aber an ihn denke, kommt mir der alte Trouper in den Sinn, wie er in die Hände klatscht und sein Sprüchlein sagt:

„Rein Hannes geht uff Rangst, bon, — stark isch er mit, aber wußlig wie e Raikäfer, bon!“

Ein Dichter an die Soldaten.

Max Barthel gewidmet.

Die Kraft in euch, die liebt, ist tief verwandt dem Gott, der aus des Dichters Seele singt vom Glück der Erde und dem starken Liebeshand, das sich dereinst um alle Menschen schlingt.

Der Ruf, den ihr als Kind vom Muttermund empfangt, Der Dichter sieht auf eurer Stirn ihn eingebrannt, und ihr, die ihr mit aller Kraft um Frieden ringt, habt diesen Ruf auf eurer Feinde Stirn erkannt.

Rein Weltbrand lösch ihn aus, den Menschenmutterkuf auf allen Kämpferstirnen, und sein noch so hochgeschwollnes Wort vertilgt ihn und sein noch so grauer Brudermord.

Er brennt sich tiefer nur ins Fleisch, der heiße Ruf, und wird dem Dichter, der die Menschen liebt, ein heiliges Geschenk, das er beglückt behält und doch an alle weitergibt.

Gans Gethmann

beiden Gattungen gerecht zu werden vermag. Immerhin wird auch der Betrachtende sich entweder mehr für die Kunst der Sinne oder mehr für die der Gedanken entsenden lassen; die Kunst kommt seine absoluten Werte, eindeutiger als für die übrigen Vorgänge des Lebens gilt für sie das Recht der Persönlichkeit. Was mich betrifft, so halte ich es mit der Kunst der Sinnlichkeit; womit ich gebe, daß, was die Gehirnkunst betrifft, mein Urteil befangen, vielleicht sogar ungerecht sein wird. Ich will auch gar nicht Richter sein; ich berichte von den Eindrücken und Erlebnissen.

Da habe ich nun, was diese beiden, Rößler und Zwintscher, betrifft, mitzuteilen: von Rößler fortgehend, empfinde ich Grün, Grün in einer besonderen Intensität, wehend, quirlend, atmend, erregt, draufend, flatternd, nervös aufgewühlt. Verlosse ich Zwintscher, so beschäftigt mich Symbolik und Mythologie, Kunstgeschichte und Psychologie. Vor Rößler fühle ich mich befreit, verführt, erlebend; vor Zwintscher komme ich in einen Zustand des Bewußtseins, ich fühle mich verflüchtigt, Redusse zu lösen, Geheimnisse aufzudecken, zu vergleichen, nachzudenken. Nun hat auch Zwintscher gewiß seine Reize; das erstere aber ist mir lieber.

Rößler malt ganz gleichgültige Dinge, einen Baum, zwei Büsche, einen Wald, eine Chauffee, ein paar Menschen, irgend ein verlorenes Vorstadtelände. Zwintscher ist viel anspruchsvoller; auch wo er scheinbar nur ein Stück Natur wiedergibt, will er weit mehr zeigen, eine sentimentale Episode, eine Weltanschauung, eine Religion. Die Menschen, die er als Bildnis malt, bilden gedankenschwer, grübelnd, schneidig, geängstigt. Aber auch seine Bäume und Blumen, seine Wolken und Steine haben den gleichen Ausdruck. Das wird mancher für besonders tief halten, mich hört es. Schließlich bin ich nicht verpflichtet, mich mit Zwintscher's Schwermut auseinanderzusetzen, zumal, wenn mir solche Schwermut ein wenig simpel, gartenlaubhaft und tralalädel vorkommt. Zwintscher strengt mich an; Rößler reizt meine Kräfte. Vor den Wildern dieses Malers, der nichts anderes tun wollte als malen, der in die Natur hinabtauchte, um dann, beglückt und zugleich erschüttert, seine Gesichte in gefühlschwangeren Hieroglyphen, noch nie dagewesenen, doch den Kindern verständlichen, niederschreiben, komme ich mir selber, zugleich der Natur und einem Zustand des Weltumfassens näher. Nicht durch Ueberlegen und Analysieren, sondern durch Witterung, durch eine Art tierischer Geistigkeit. Zwintscher ist wie eine akademische Seele, Rößler wie ein Pab, ein Spaziergang, ein Flug. Zwintscher's Bilder liegen sich auch durch Worte darstellen; für Rößler gibt es nur zwei Medien: die Farbe und das Auge. Der Gegensatz ist deutlich und uralt.

Falsch ist es mir, die Malerei, wie sie Zwintscher betreibt, als besonders deutsch zu loben; Rößler aber als französisch zu tadeln. Es wäre leicht zu beweisen, wie Zwintscher mit Norditalienem Verwandtschaft hat. Da beide Maler Deutsche sind, so ist solche Kostenfreiheit, die nur den Einen gelten lassen will, ganz unangemessen. Bei allen Wildern und zu allen Zeiten sondern sich die Maler in solche des Auges und des Hirns. Kein überall und stets gibt es zwitschernde Magister und leidenschaftliche Eroberer. R. B.

„Der Herr im Hause“. Lustspiel von Paul Lindau.

Ein humoristischer Aufschlag in Charlottenburg. Schillertheater. Verfaßt von dem verstorbenen Komödiker — einer der spätesten des einst so viel gespielten Autors — zu starkem Weiterleitersfolg. Das Stückchen, das in manchen Wendungen Jüge intimerer psychologischer Ironie trägt, behandelt das alte Lustspielthema des dreieckigen Verhältnisses; in dessen, darin liegt eine gewisse Originalität, ohne alle exotischen Ebebruchsnoten. Der Hausfreund, der seit Zeit bei einem Ehepaare aufgeschlagen, ist ein Weidmann von eusemptesten Anlagen und dem Bedürfnis, sein Wohlwollen mit ewigem Dreireden und grünen Junggefellenswörterlein zu würzen. Er wohnt in der Familie seines lieben Verlobten, der Herrschaft, und alle Beteiligten — nicht zuletzt die junge Frau — sind übereingekommen, in diesem Jahre mit all seinen unüberwindlichen Kleinstück den Gipfel der Gemütslichkeit zu sehen. Heinz Senger gab den schaurigen Patron auch ein sympathisch gerühmtes Allegro, eine Herdenmischung, die vornehmlich das Entziehen dieser drohenden Einbildung verhandelt machte. Eine alte weckhafte Tante, die von einem hübschen jungen Mädchen unterrichtet wird, treibt die Besetzung aneinander. Senger brachte die folgende Erwärmung und Verlobenwürdigung des Brummbärs im Umgang mit dem neuen Gast der Selektionerin, in der er einen Feind und Schwendrit des Bundes wittert, sehr anständig zum Ausdruck. Doch als der Junggefellens selber, von Bräutigams Hoffnungen geschwelt, das Haus verlassen möchte, gibts bei allen den anderen eine große Revolution. In der eiferfüchtigen Empörung der jungen Frau tritt es zutage, daß ihre Feindschaft, die sie so lange für völlig harmlos hielt, doch schon bedenklich der Gefahr der Liebe sich näherte. Das ist mit feinerem Auge gesehen. Selbstverständlich läßt sich alles lässig zufriedenstellend aus. Der brave Herrschaft wird es ohne Ehekampagnen in seinem Hause künftig besser haben.

Hr. L. Rasch, eine ebendürstige Partnerin Sengers, erweist als keine Selektionerin durch ganz natürlich wirkenden, amütsich schelmischen Humor. Auch das Ehepaar war durch Karl Starck und Gertrud Detmann gut vertreten; beglückend ein Wittig jüngerer, schwadronierender Salonjüngling durch Herrn Braun, und die Tante durch Frau Ryprecht. d.

Notizen.

Die ruffischen Sonnenlecken, die hier bereits angezeigt wurden, haben inzwischen noch zugenommen.

Nach Mitteilungen der Sternwarte Bamberg nimmt gegenwärtig fast den zehnten Teil des Sonnenburchmessers eine Fleckengruppe ein, die mit etwa 120 000 Kilometer Längenausdehnung ungefähr neunmal so groß wie die Erde ist. Starke magnetische Stürme sind auf der Erde zu erwarten, die in bestigen Schwankungen der Magnetnadel, in Steigerungen der Erdströme bei telegraphischen Leitungen und in starken Polarlichtern zum Ausdruck kommen dürften.

Vorträge. In der Urania spricht am Dienstag noch einmal Dr. Hauser über „Der Mensch vor hunderttausend Jahren“. Am Mittwoch spricht Dr. Christian von Hase über „Mittlerer und ihre Entwicklungsgegeschichte“. Von Freitag ab wird ein neuer Vortrag von Rudolf Jabel mit zahlreichen farbigen Bildern „Der Balkan und die breite Donau“ gehalten. — Im Institut für Neereskunde. Dienstag: E. Engelhardt-Damburg. „In Javon bei Ausbruch des Krieges“. Mittwoch: Dr. A. Koble. „Polen“. Freitag: Dr. Ballroth, Gegenwart und Zukunft des deutschen Ostseehandels. — In der Berliner Sezession spricht Dr. Ernst Lohr-Werner über „Probleme des Naturalismus und Realismus“ am 13. Februar.

Aufgehobener Bühnenbühnen. Der Verband deutscher Bühnenschriftsteller hat den über den Münchener Intendanten Karl Hagemann verhängten Boykott wieder aufgehoben, nachdem er seinem Mitgliede Vergünstigung verschafft hat.

Ein Mittel, um die Strümpfe zu schonen, empfiehlt Professor Lassar Gohn in der „Beitrag zur Abfallverwertung“. Damit die Wolstrümpfe nicht so rasch höher bekommen, so er, alle vier Tage einen Löffel Talum in die bereits angezogenen Strümpfe, nach Zurückziehen der hinteren Strümpfe, zu schütten. Für 10 Pf. Talum reichen so etwa sechs Wochen. Das Innere der Strümpfe wird dadurch bald wie poliert, und die mit Talum getränkte und dadurch ebenfalls weit reidungsfester gemachte Wolle gleitet in ihnen ganz leicht hin und her.

Ortskrankenkasse der Schlosser und verwandten Gewerbe zu Berlin.

Bekanntmachung

betreffend die Wahl von 20 Vertretern sowie 40 Ersatzmännern derselben aus der Mitte der Versicherten zum Ausschuss der Kasse für die Zeit bis 31. Dezember 1917.

Die auf Grund des § 73 der Kassenstatute gewählten Vertreter und Ersatzmänner aus der Mitte der Versicherten sind durch Ausschreiben aus der Mitgliedschaft derartig benachrichtigt worden, daß eine Wahlberechtigung erforderlich ist.

Die Wahl findet am Sonntag, den 25. März d. J., von 10 Uhr vormittags bis 6 Uhr nachmittags im Kassenlokal, Prinzenstraße 6, statt.

Die Versicherten haben das Wahlrecht im Berlin auszuüben, dürfen sich aber nicht vertreten lassen.

Wahlbar sind nur volljährige Deutsche.

Die Wahl ist geheim; gewählt wird nach den Grundregeln der Verhältniswahl.

Jeder Wähler, welcher an der Wahl teilnehmen will, erhält auf sein Verlangen in der Zeit vom 12. März bis 24. März d. J. im Kassenbureau während der Dienststunden von 8 bis 1 Uhr eine Wahlkarte ausgehändigt, die am Wahltag als Ausweis über seine Wahlberechtigung dient und welche er dem Wahlprüfungsamt vorzuweisen hat.

Wähler, die nicht im Besitz einer Wahlkarte sind, werden zur Wahl nur zugelassen, wenn sie in einer amtlichen Mitgliedsliste des Wahlprüfungsamtes überzogenen Weise durch Vorlegung des vom Arbeitgeber einzuholenden Kassenmitgliedsbuches ihre Wahlberechtigung nachweisen können.

Der Wahlprüfungsamt am Tage der Wahl ist beauftragt, die Wahlberechtigung jedes Wählers bei der Wahlprüfung zu prüfen.

Die Wähler können die Mitgliedsverzeichnisse während der Kassenstunden von 8-1 Uhr im Kassenbureau einsehen. Einsprüche gegen die Richtigkeit der sich aus dem Mitgliedsverzeichnis ergebenden Wahlberechtigung sind bei Vermeidung des Ausschlusses spätestens bis zum 21. Februar d. J. unter Beifügung der Nachweise bei dem Kassenbureau einzuwenden.

Die Wähler können die Mitgliedsverzeichnisse während der Kassenstunden von 8-1 Uhr im Kassenbureau einsehen. Einsprüche gegen die Richtigkeit der sich aus dem Mitgliedsverzeichnis ergebenden Wahlberechtigung sind bei Vermeidung des Ausschlusses spätestens bis zum 21. Februar d. J. unter Beifügung der Nachweise bei dem Kassenbureau einzuwenden.

Die Wähler können die Mitgliedsverzeichnisse während der Kassenstunden von 8-1 Uhr im Kassenbureau einsehen. Einsprüche gegen die Richtigkeit der sich aus dem Mitgliedsverzeichnis ergebenden Wahlberechtigung sind bei Vermeidung des Ausschlusses spätestens bis zum 21. Februar d. J. unter Beifügung der Nachweise bei dem Kassenbureau einzuwenden.

Die Wähler können die Mitgliedsverzeichnisse während der Kassenstunden von 8-1 Uhr im Kassenbureau einsehen. Einsprüche gegen die Richtigkeit der sich aus dem Mitgliedsverzeichnis ergebenden Wahlberechtigung sind bei Vermeidung des Ausschlusses spätestens bis zum 21. Februar d. J. unter Beifügung der Nachweise bei dem Kassenbureau einzuwenden.

Die Wähler können die Mitgliedsverzeichnisse während der Kassenstunden von 8-1 Uhr im Kassenbureau einsehen. Einsprüche gegen die Richtigkeit der sich aus dem Mitgliedsverzeichnis ergebenden Wahlberechtigung sind bei Vermeidung des Ausschlusses spätestens bis zum 21. Februar d. J. unter Beifügung der Nachweise bei dem Kassenbureau einzuwenden.

Die Wähler können die Mitgliedsverzeichnisse während der Kassenstunden von 8-1 Uhr im Kassenbureau einsehen. Einsprüche gegen die Richtigkeit der sich aus dem Mitgliedsverzeichnis ergebenden Wahlberechtigung sind bei Vermeidung des Ausschlusses spätestens bis zum 21. Februar d. J. unter Beifügung der Nachweise bei dem Kassenbureau einzuwenden.

Die Wähler können die Mitgliedsverzeichnisse während der Kassenstunden von 8-1 Uhr im Kassenbureau einsehen. Einsprüche gegen die Richtigkeit der sich aus dem Mitgliedsverzeichnis ergebenden Wahlberechtigung sind bei Vermeidung des Ausschlusses spätestens bis zum 21. Februar d. J. unter Beifügung der Nachweise bei dem Kassenbureau einzuwenden.

Die Wähler können die Mitgliedsverzeichnisse während der Kassenstunden von 8-1 Uhr im Kassenbureau einsehen. Einsprüche gegen die Richtigkeit der sich aus dem Mitgliedsverzeichnis ergebenden Wahlberechtigung sind bei Vermeidung des Ausschlusses spätestens bis zum 21. Februar d. J. unter Beifügung der Nachweise bei dem Kassenbureau einzuwenden.

Die Wähler können die Mitgliedsverzeichnisse während der Kassenstunden von 8-1 Uhr im Kassenbureau einsehen. Einsprüche gegen die Richtigkeit der sich aus dem Mitgliedsverzeichnis ergebenden Wahlberechtigung sind bei Vermeidung des Ausschlusses spätestens bis zum 21. Februar d. J. unter Beifügung der Nachweise bei dem Kassenbureau einzuwenden.

Die Wähler können die Mitgliedsverzeichnisse während der Kassenstunden von 8-1 Uhr im Kassenbureau einsehen. Einsprüche gegen die Richtigkeit der sich aus dem Mitgliedsverzeichnis ergebenden Wahlberechtigung sind bei Vermeidung des Ausschlusses spätestens bis zum 21. Februar d. J. unter Beifügung der Nachweise bei dem Kassenbureau einzuwenden.

Die Wähler können die Mitgliedsverzeichnisse während der Kassenstunden von 8-1 Uhr im Kassenbureau einsehen. Einsprüche gegen die Richtigkeit der sich aus dem Mitgliedsverzeichnis ergebenden Wahlberechtigung sind bei Vermeidung des Ausschlusses spätestens bis zum 21. Februar d. J. unter Beifügung der Nachweise bei dem Kassenbureau einzuwenden.

Direktion Max Reinhardt:
Deutsches Theater.
7 1/2 Uhr: Figaros Hochzeit.
Nachm. 2 1/2 Uhr (kl. Pr.): Kamelt.
Montag 7 1/2 Uhr: Oantons Tod.
Kammerspiele.
7 1/2 Uhr: Das Konzert.
Nachm. 2 1/2 Uhr (kl. Pr.): Minna von Barnhelm.
Montag: Das Konzert.
Volksbühne, Theat. a. Blödelplatz.
7 1/2 Uhr: Weh dem, der lügt!
Nachm. 3 Uhr (kl. Pr.): Nachtschl.
Montag: Weh dem, der lügt!

Theater in der Königgrätzer Str.
7 1/2 Uhr: Erdgeist.
Nachm. 3 Uhr: Kameraden.
Komödienhaus.
7 1/2 Uhr: Die verlorne Tochter.
Nachm. 3 Uhr: Der 7. Tag.
Berliner Theater.
7 1/2 Uhr: Auf Flügeln des Gesanges.
Nachm. 3 Uhr: Wenn zwei Hochz. mach

Theater für Sonntag, 11. Februar.

Deutsches Opernhaus, Charlottenb.
7 Uhr: Die Königin von Saba.
Friedrich-Wilhelmstadt, Theater.
7 1/2 Uhr: Das Dreimäderlhaus
9 Uhr: La Traviata.
Kleines Theater
8 Uhr: Am Teetisch.
3 1/2 Uhr: Henriette Jacoby.
Komische Oper
7 1/2 Uhr: Der Puszta-Kavalier.
9 1/2 Uhr: Minna von Barnhelm.
Lustspielhaus
7 1/2 Uhr: Der selige Balduin
3 Uhr: Der Bibliothekar.
Metropol-Theater
7 Uhr: Die Csardasfürstin.
10 Min. Die Kaiserin.
9 1/2 Uhr: Die Kaiserin.
Neues Operettenhaus
3 Uhr: Der Vogelwandler.
7 1/2 Uhr: Der Soldat der Marie.

Verband der Freien Volkshäuser
Sonntag, den 11. Februar 1917:
Rittags 12 Uhr:
Volkshäuser, Theater am Blödelplatz:
Konzert.
Nachmittags 3 Uhr:
Volkshäuser, Theater am Blödelplatz:
Konzert.
Säbier-Theater Ost: Johannisfeuer.
Schiller-Theater, Charlottenburg:
Kater Lampe.
Künstler-Theater: Schwarzer Peter.
Nachmittags 2 1/2 Uhr:
Volkshäuser: Die gutgeschneidene
Gde.
Leutsches Opernhaus: Die Auffüh-
rung aus dem Serail.
Abends 8 Uhr:
Gymnasium zum Grannen Kloster:
Lebensabend.
Abends 7 1/2 Uhr:
Volkshäuser, Theater am Blödelplatz:
Montag bis Mittwoch und Frei-
tag: Weh dem, der lügt! Don-
nerstag: Die Ratten.

Gebr. Herrnsfeld-Theater
8 1/2 Uhr: Krieg im Frieden.
7 1/2 Uhr: Der doppelte Buchhalter.
Residenz-Theater
3 Uhr: Die Haubenlerche.
7 1/2 Uhr: Die Warschauer Zitadelle.
Schiller-Theater O.
3 Uhr: Johannisfeuer.
7 1/2 Uhr: Gütz von Berlichingen.
Schiller-Th. Charlottenb.
3 Uhr: Kater Lampe.
7 1/2 Uhr: Der Herr im Hause.
Thalia-Theater.
3 Uhr: Blondinechen.
7 1/2 Uhr: Das Vagabundenmadel.
Theater am Vollendorfpl.
3 1/2 Uhr: Immer feste druff!
7 1/2 Uhr: Blaue Jungens.
Theater des Westens
7 1/2 Uhr: Die Fahrt ins Glück
mit Guido Thielscher.
3 1/2 Uhr: Ein Walzertraum.
Trianon-Theater
3 1/2 Uhr: Die Waise aus Lowood.
7 1/2 Uhr: Willys Hochzeitstag.

Zirkus A. Schumann
Heute Sonntag, den 11. Februar:
2 Vorstellungen 2
Große
nachm. 3 Uhr u. abends 7 1/2 Uhr.
Nachmittags 1 Kind frei.
Gebes weitere sind halbes Preis.
In beiden Vorstellungen:
Das vollständige große
Zirkus-Programm
und die Kuschaltungs-Pantomime
Die Seeräuber.

**Zwei
grosse
Schlager:**
Beginn 3 Uhr

MOZART SAAL

Wien Im Krieg
Das letzte Spiel
mit
Theodor
Loos

Admirals-Palast
Heute 2 Vorstell., 4 u. 7 1/2 Uhr.
Schlittschuhläufer-Ballett
aus der Oper „Der Prophet“
und
Frau Fantasie.
Verzückt Küche auf allen Plätzen.

Germania-Prachtsäle, Chaussee-
str. 110.
C. Richter.
Jed. Sonntag
P. Mantheys
Lust. Sänger
u. Konzert.
Neues Prog.
Auf. 6 1/2 Uhr. Eintritt 50 Pf.
10. Steiner, Militär 30 Pf.

Berliner Konzerthaus.
Mauerstr. 82. Zimmerstr. 90/91.
Heute: **Gr. Konzert**
des Berliner Konzerthaus-Orchesters
Leiter: Komponist Frz. v. Blon.
Anfang 4 Uhr. Anfang 4 Uhr.
An allen Wochentagen: Nachmittags-Konzert bei freiem Eintritt
und voller Orchesterbesetzung.

Circus Busch
Sonntag 2 Vorstellung
3 1/2 Die beliebte Märchen- 3 1/2
Prunk - Pantomime
Die Geierprinzessin.
lange Kind auf allen frei!
hörig Sitapläts
7 1/2 D. neue Riesen-Pracht- 7 1/2
Wasser-Pantomime
Die versunkene Stadt
in 1 Vorspiel und 4 Akten
nach der Vineta-Legende
frei bearbeitet und inszeniert
von Paula Busch.
Vorspiel:
**Die Fischerhütte und ihre
Bewohner**
1. Akt:
Eina's Menschenwerdung
2. Akt:
**Die Stadt Vineta
und ihr Untergang**
3. Akt:
Im Reiche d. Wassergeister
4. Akt:
**Das Nixenballett I. weilen-
bewegten Wasser d. Arena**
(Patentamtlich geschützt)
**Das Meeresleuchten,
Der Riesenwasserfall**
und die
herabschwebenden Najaden.
In beid. Vorstellungen vorher:
Das große Zirkus-Programm!

WINTERGARTEN
Heute zwei Vorstellungen.
Nachm. 3 Uhr: Kleine Preise!
Kinder die Hälfte.
Abends 7 1/2 Uhr.
In beiden Vorstellungen
Lillebils Hochzeitsreise
Aegypt. Burleske in 7 Bildern.
Inszenierung von
Max Reinhardt.
Hauptdarsteller:
Hans Wassmann,
Lillemor Christensen,
Katta Sterna, Ernst Matray
sowie der große
Februar-Spielplan.

In Freien Stunden.
Romane und Erzählungen für
das arbeitende Volk. Von Heft
15-21. Buchhandlung Germania
Berlin 25 68 Lindenstraße 3

Lessing-Theater.
Direktion Victor Barnowsky.
7 1/2 Uhr: Charlotte Stieglitz.
Nachm. 2 1/2 Uhr: Die gutgeschneid. Ecke.
Deutscher Künstler-Theater.
7 1/2 Uhr: Der Kriechbegleiter.
Nachm. 3 Uhr: Schwarzer Peter.

URANIA Taubenstr.
48/49.
Sonntag und Montag 3 Uhr:
Im U-Boot gegen den Feind.
Hörsaal: Montag 8 Uhr:
Dr. A. Keßner: Neuere Schlei-
den- und Schweißverfahren.

Apollo
FRIEDRICHSTR.-AN- DER- HOCHSTR.
3 Uhr Zwei 7 1/2 U.
Vorstellungen
**Neues
Februarprogramm.**
Dazu
Neptun auf Reisen.
Ausstattungsposse i. 3 Bildern
Stürmische Holzerkelt!
Das Theater ist gut geheizt.

Rose-Theater.
3 Uhr: Der Störenfried.
7 1/2 Uhr: Das Glücksmädel.

Walhalla-Theater.
3 Uhr: Wilhelm Tell.
7 1/2 Uhr: Das Musikantenmadel.

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sänger.
Heute nachmittags 3 Uhr
Vorstellung
zu ermäßigten Preisen:
Neues Programm!
Abends 7 1/2 Uhr:
Caharel Feldgrau.

Possen - Theater.
Täglich 7 1/2 Uhr:
**Der liegende Holländer.
Der alte Wolf.**

National-Theater.
7 1/2 Täglich. Köpenicker Straße 68.
Studentenliebchen.
Operette in 3 Akten. Auf. v. Bromme.
Sonntag: Die Haubenlerche.
Das gut geheizte Theater!

Casino-Theater
Lethinger Str. 37. Täglich 7 1/2 Uhr.
Um 7 1/2 Uhr: Quatsch Programm.
Um 8 1/2 Uhr: Die Schlagschiff-
Ginns in West-Berlin
Zwei helle Berliner
Berliner Humor - Berliner Figuren
Sonntag 4 Uhr: Einser vom U-Boot.

Voigt-Theater.
Kastr. 50. Kastr. 50.
Heute Sonntag, den 11. Februar,
nachm. 3 Uhr: Das Schloß am Meer.
Abends 7 Uhr:
Griseldis, ein edles Frauenherz
Ab Montag, den 12. Februar:
In Leid und Freud.

Palast
Theater am 7. C.
Heute
2 Vorstellungen 2
3 1/2 Nachm. jed. Erw. 7 1/2
1 Kind frei.
In beiden Vorstellungen:
„Hallo, wer dort?“
und das neue Februar-Programm.

Spezialarzt
Dr. med. Coleman
f. Geschlechtskrankh., Haut-, Harn-,
Frauenleid., nerv. Schwäche, Bein-
krankh., Ehrlich-Hata-Kuren
(Dauer 12 Tage). Behandlung
schnell, sicher u. schmerzlos
oh. Berufsstor. i. Dr. Homeyer
& Co. kons. Labor. I. Hut-
unters., Fäden im Harn usw.
gegenüber
Friedrichstr. 81. Panoptikum
Königstr. 84-86. Ecke Neue
Friedrichstr.
Spr. 10-1 u. 2-8, Sonnt. 10-1.
Honorar mäßig, auch Teilsahl.
— Separata-Damenzimmer.

Gedünzte Zerstreuung wohnung
mit Zentralheizung, Warmwasser-
versorgung, Bad, Balkon und Zu-
behör zum Preise von monatlich
42 Mark. Auskunft: Allgemeine
Ortskrankenkasse Neußtraße, Weid-
straße 6, Aufg. 11, 1. Et.

Delta

**Deutsche
Luftkriegsbente-
Ausstellung**
Ausstellungshallen am Zoo
Schirmherr Seine Königliche Hoheit
Prinz von Preußen
Eröffnung demnächst.

U.T. Köpenickerplatz, Friedrichstr., Unter d. Linden:
**Die
Grubenkatastrophe.**
Ein Bergwerkaroman.

U.T. Maganberplatz, Weinbergplatz, Marienplatz,
Gartenstraße:
Henny Porten
in dem Reichsstaatsrat
Feenhände.
Paulchen, der Mohrenknabe.
Lustspiel mit Paul Heidemann.
Unsere Schutztruppe im Kriege.

U.T. Schöneberg: Stein unter Stein.
U.T. Weindorferstraße: Die Zigeunerbaronin.

UT

BERLIN

Fernruf: **VIKTORIA-THEATER** Hobb.-Haltest. Moritzpl. 14814 (früher Sanssouci) Kotbusser Tor
Täglich Abendvorstellung um 7 1/2 Uhr.

HAGENBECK
Heute Sonntag zwei Vorstellungen
um 3 1/2 Uhr nachmittags und 7 1/2 Uhr abends.
Vorverk. Hagenbeckkassa, Kotbusser Str. 6 u. Wertheim.

**GARBÁTY
CIGARETTEN**

**IN ALTER
QUALITÄT**

Jogal rath und sicher wirkend bei:
**Gicht | Hexenschuß
Rheuma | Nerven- und
Ischias | Kopfschmerzen**
Kerztl. glänzend begünstigt. — Handver-
ein Berlin überreicht. Jogal-Tabletten
sind in allen Apotheken erhältlich. Preis 30 Pf. 1.40 u. 3.50.

Baemerrhoiden
schwindt schnell u. schmerzlos durch
Nyrolabanum, ein bewähr-
tes Mittel. Anwendung N. 250
Ottobrunn, Berlin 45, Sankt-Anth. 4.